

Auf der Regulierungsebene bestehen damit strukturelle Unterschiede zwischen klassischen Massenmedien und Netzkommunikation, welche die Autorin anhand eines Vergleichs von Rundfunk und Internet darlegt und anhand der „Leitdifferenz Interaktivität“ herausarbeitet. *Interaktivität* funktioniert hiernach als „Schlüssel zu einer Individualisierung der Medien“ und „Anlass für eine konzeptionelle Verhältnisbestimmung zwischen öffentlicher Kommunikation einerseits und institutionell nicht verankerten, individuellen Medienproduktionen andererseits.“ (13) Zentral wird die Förderung der Freiheitsrechte durch die Medien. Internetnutzung interpretiert danach „Freiheit als Unabhängigkeit von allen Beschränkungen in normativer und materieller Perspektive;“ Rundfunk dagegen ist auf einen „normgeprägten und kontextuell relativierten Autonomiebegriff“ bezogen (14).

In der Konsequenz erscheinen die durch das Internet erleichterte Informationsfreiheit die klassischen Massenmedien mit ihrem Funktionsauftrag als Forum des öffentlichen Meinungsstreites zu ergänzen. Komplementär, so die Autorin, seien beide geeignet, „einen normativ anspruchsvollen gesellschaftlichen Diskurs in solidarischer Verantwortung hervorzu bringen“ (16).

Insgesamt bietet das Buch interessante Einblicke in die Frage nach einer neuen Medienethik, welche sich im Zuge der Medienkonvergenz und neuen Kommunikationsformen erst noch entwickeln muss. Zwar gibt es Ansätze einer Internetethik, doch der Versuch, den Begriff der Öffentlichkeit neu zu situieren und in Bezug auf Interaktivität und Freiheit hin ausulegen, ist dafür grundlegend. Dabei bleibt das Buch schuldig, was es im Titel verspricht: eine Medienethik. Sie wird kaum in ihren verschiedenen Aspekten aufgezeigt oder als Disziplin verortet, sondern verkürzt auf wenige Aspekte wie das Recht auf Privatsphäre oder das Recht auf Meinungs- und Informationsfreiheit (die auch in den Bereich des Medienrechts fallen). Auch die Rolle der Verantwortung und der Öffentlichkeit im Rahmen der Medien-Selbstkontrolle (Öffentlichkeit als Sanktionierungsinstanz) erfährt wenig Beachtung. Die Medien-Selbstkontrolle zu verkürzen auf rechtliche Grundlagen und die individuelle Verantwortung lässt allerdings die Rolle der Anbieter im Online-Bereich (die ja nicht nur Individuen sind) zu kurz treten. Wenig Erklärung findet auch der Jugendmedienschutz, der gerade im Internet relevant ist und dessen Regulierung sich von den klassischen Massenmedien unterscheidet.

Vielleicht ist Medienkompetenz eben nicht nur „Bestandteil gelingender moderner Identitätsausbildung“ (81) und „gelingendes Identitätsmanagement“, (170) durch die der individuelle Nutzer seine eigenen Wirklichkeitserfahrungen strukturiert. Wird die Netzkommunikation mit mehr Freiheit in Verbindung gebracht, geht es dann nur darum, diese Freiheit aufrecht zu erhalten oder auch darum, (medienethische) Verantwortung als Korrelat der Freiheit zu gewährleisten? Müssen nicht auch öffentlichkeitswirksame Verfahren gesucht werden, wie dieser globale Raum einen Wertekonsens finden kann, der über die rechtliche Sanktionierung von Kinderpornografie usw. hinausgeht? Wenn auf die Autonomie des Nutzers im Internet hingewiesen wird, entmündigt die Forderung nach IT-freien Zonen nicht genau diese autonomen Subjekte? Und wie sollen eine solche Verordnung und ihre Sanktionierung praktisch aussehen? Sind diese Trennungen von IT und IT-freien Bereichen überhaupt sinnvoll oder vielmehr Wahrnehmungen einer Generation, die diese Trennung noch gelernt hat?

Trotz vieler offener Fragen legt das Buch viele interessante und vielseitige Aspekte, Sichtweisen und Theorien zur Öffentlichkeit in der individualisierten Mediengesellschaft in normativer Hinsicht vor. Es beginnt damit einen notwendigen Diskurs, der erst noch am Anfang steht.

Ingrid Stapf

Anikó Imre Identity Games

Globalization and the Transformation of Media Cultures in the New Europe

Cambridge: MIT Press, 2009. – 257 S.

ISBN 978-0-2620-9045-2

In ihrer 250 Seiten starken Monographie hat sich Anikó Imre die äußerst schwere, aber nicht unmögliche Aufgabe gestellt, gesunde Technik-Skepsis mit der Zurückweisung von unkritischer Nostalgie und dem Wunsch nach dem altbekannten (Medien-)System zu verbinden. Gleichzeitig fragt sie nach der Transformation vom sozialistischen System in die spätmoderne Gesellschaft und geht dabei kritisch auf Eurozentrismus und Exklusion von devianten gesellschaftlichen Tendenzen und Lebensformen ein. Die Einleitung liest sich wie das Who's who der internationalen – jedoch tendenziell eher angloamerikanischen – zeitgenössischen Geistes- und Sozialforschung. Neben namhaften

Vertretern des Fachs – sowohl Euphoriker neuer Medien als auch ausgesprochene Kritiker in Tradition der Politischen Ökonomie – finden sich auch die mit ihnen verbundenen Schlagworte wieder: Globalisierung, sozialer Wandel, Transformation, neue Medien, das Neue Europa usw.

Intelligent und eloquent versteht es Anikó Imre, den vergangenen und gegenwärtigen Forschungsstand in umfassender Weise zusammenzutragen. Darauf basierend wagt sie die Suche nach dem Mittelweg, vielleicht sogar nach dem Sonderweg auf mehreren Ebenen: Erstens möchte sie es vermeiden, sich auf eine Seite – entweder Skeptiker oder Euphoriker neuer Medien – schlagen zu lassen. Imre ist auf der Suche nach der Verbindung von Elementen beider Seiten. Zweitens geht es ihr um eine Analyse der Transformationserfahrung der mittel- und osteuropäischen Länder einerseits und deren Einbettung in Prozesse der Globalisierung und Europäisierung andererseits. Im Zuge dessen folgt sie jedoch nicht einem rein regionalwissenschaftlichen Ansatz (*Area Studies*) mit einem ausschließlichen Blick auf Länder des Neuen Europas, sondern präsentiert vergleichende Analysen unterschiedlichster Formate und Genres aus einer kosmopolitischen Perspektive und ordnet damit verschiedene Regionen der Welt (beispielsweise Indien, die USA, der Balkan sowie das Neue und das Alte Europa)entwicklungstechnisch auf Augenhöhe miteinander an. Drittens geht es der Autorin um die Verbindung zweier teilweise konfligierender kritischer Projekte, nämlich einerseits den Wunsch, die konsum- und spektakelorientierte Globalisierung der Medien zu verstehen, und andererseits der postkommunistischen, kritisch sensibilisierten Perspektive umfassend Rechnung zu tragen. Der gesamten Monografie immanent ist die Infragestellung und Offenlegung eurozentristischen Nationalismus, der durch Mechanismen der Homophobie, Misogyny, des Rassismus, Ethnozentismus und der Xenophobie zum Ausdruck kommt. Im Sinne dessen analysiert Imre die postkommunitische Erfahrung von sub- beziehungsweise transnationalen Gemeinschaften, beispielsweise neuartige Ausdrucksformen der Gypsy(-sub)kultur in Ungarn.

Das Mittel zum Zweck dieses schwierigen Unterfangens ist das Konzept des Spieles (*play*) oder vielmehr die Ambiguität des Spieles. Bewegt sich doch Spielen immer auf dem schmalen Grad zwischen Ernsthaftigkeit und Spaß. Das Konzept des Spieles übernimmt dabei multiple Funktionen und rekurriert auf die Ludifikation der spät- und postkommunistischen Kultur in

Verbindung mit dem Entstehen konvergierender, globaler Medien. Dabei kommt das Spielkonzept einerseits zum Einsatz, um die zunehmende Entertainisierung aktueller Medienkultur begrifflich zu machen, und andererseits, um Rekonfigurierungstendenzen von Minderheitenidentität durch mediatisiertes Spiel zu analysieren. Im Falle letzterer ist das Engagement mit neuen, sich verändernden Medientechnologien und ästhetischen Formen zur Brechung und Auseinandersetzung mit dem politischen Spiel (*political games*) von besonderer Bedeutung. Imre beginnt ihre Betrachtung des Spielkonzepts mit einer kurzen und prägnanten Abhandlung über die ideengeschichtlichen Wurzeln und Verstehensweisen von *Play*, beginnend in der griechischen Antike über die Aufklärung, die Konzeption in der Moderne bis hin zur heutigen entertainisierten (*ludic*) Medienkultur. Schließlich bezieht sie sich auf Bakhtins Konzept des Karnavalesken, um gemeinsame, konsumorientierte Ästhetiken ihrer ausgewählten Fallbeispiele zu theoretisieren.

In fünf Kapiteln trägt Imre einerseits eine unglaublich Menge an relevanter Forschung und andererseits ein erstaunliches Spektrum an analysierten Beispielen zusammen. Spielerisch – ganz ihrem Ausgangskonzept entsprechend – wandelt sie zwischen Diskursen um neue vs. traditionelle Medien, die Entertainisierung der spätmodernen Gesellschaft, globale Medien, Partizipation der Weltbürger, Eurozentrismus, (N)Ostalgie, und ebenso spielerisch analysiert sie unterschiedlichste Artefakte dieser global vereinigenden und zugleich ausschließenden Gesellschaft zu Beginn des 21. Jahrhunderts: von der Erziehungskrise in den USA und Europa, der Spielkultur und die Veränderung des humanistischen, europäischen Bildungsideales durch neue Medien (1. Kapitel) über die vergleichende Analyse von Kinderfilmformaten, wie der *Kleine Maulwurf* und *Jurassic Park* vor und nach dem Fall der Mauer (2. Kapitel), zum spielerischen Umgang mit „Gypsyidentity“ und gesellschaftlicher Exklusion in neuen Produktionen vor allem aus Ungarn (3. Kapitel) bis hin zur Frage nach der Rolle von Femininität und Maskulinität im globalen Diskurs um Repräsentation und Exklusion in u. a. lesbischen und pornographischen Produktionen (4. und 5. Kapitel). Allen eben beschriebenen Kapiteln ist die Frage nach dem Übergang von Spätkommunismus zur Spätmoderne und der diesem Prozess inhärenten Ambivalenz von Konflikt und Kontinuität zwischen zwei kulturellen und politischen Ausdrucksweisen gemein. Dabei vereint sie das ambivalente Zusammenspiel von Spiel- und Entertainmentkultur mit der gesteigerten

Zugänglichkeit von Produktions- und Distributionstechnologien für (Medien-)Konsumenten und der damit verbundenen Eröffnung neuer Formen politischen Aktivismus. Sie schließt mit der Erkenntnis „[that] *we are indeed part of a deadly global game, not at least because it is all play*“.

Imre versteht es, relevante theoretische Reflexionen mit interessanten Fallbeispielen zu verbinden. Scheint man zu Beginn die Verbindungen zwischen den so unterschiedlichen Diskursen zu missen, wird schnell klar, dass die Autorin im Konzept des Spiels genau den gewünschten roten Faden gefunden hat.

Auch wenn es sich nicht gerade um leichte Kost handelt, empfiehlt sich die Lektüre allemal, da man eine wohlformulierte und intelligent konzipierte Übersicht über die neuesten und wichtigsten theoretischen Ansätze in Sachen Globalisierung, Transformation und gesellschaftlichen Wandel aus medienwissenschaftlicher Perspektive erhält und gleichzeitig mit spannenden und aus kosmopolitischer Sicht relevanten Analysebeispielen, die in manchen Fällen gänzlich neu und unerwartet sind, konfrontiert wird.

Anne Kaun

Andy Kaltenbrunner / Matthias Karmasin / Daniela Kraus / Astrid Zimmermann

Der Journalisten-Report II

Österreichs Medienmacher und ihre Motive

Eine repräsentative Befragung

Mitarbeit: Judith Leitner

Wien: Facultas, 2008. – 191 S.

ISBN 978-3-7089-0321-7

„Journalisten-Bericht“ lautete der Titel einer Untersuchung von Andreas Johannes Wiesand, die 1977 im Verlag des ehemaligen Berliner Publizistikstudenten Volker Spiess erschien. Dieser frühen empirischen Erhebung ist inzwischen eine dreistellige Anzahl von einschlägigen Berufsstudien gefolgt. Das nüchterne deutsche Hauptwort „Bericht“ wurde allerdings zunehmend von dem deutlich schickeren lateinisch-französisch-englisch-amerikanischen Begriff „Report“ abgelöst. Den Anfang machten in den 1970er Jahren die insgesamt 13 „Schulmädchen-Reports“ – pseudoauthentische Interview- und Episodenfilme, die die Katholische Filmkommission mit gut nachvollziehbaren Argumenten ausnahmslos so bewertete: „Wir raten ab.“

Während Siegfried Weischenberg, Maja Malik und Armin Scholl ihre neueste Journalistenstudie nur im Untertitel als „Report“ bezeichneten (Konstanz 2006), ist das österreichische Pendant schon im Haupttitel so benannt (Wien 2007). Inzwischen haben die Autor(inn)en Andy Kaltenbrunner, Matthias Karmasin, Daniela Kraus und Astrid Zimmermann einen zweiten Band mit gleichem Titel nachgeliefert.

Der erste Band präsentierte die Ergebnisse einer Vollerhebung zum sozialen Profil der Journalisten in Österreich (vgl. meine Rezension in „Medien & Kommunikationswissenschaft“, 56. Jg. 2008, H. 3-4, S. 455-457). Band II enthält die Resultate einer telefonischen Befragung von 500 repräsentativ ausgewählten Journalisten, die das Gallup-Institut durchgeführt hat. Dabei geht es insbesondere um die subjektive Dimension dieses Berufs: zum einen um Rollenbilder und Selbstverständnis, zum anderen um die konkrete Arbeitssituation.

Bei den Rollenbildern dominiert die Informationsfunktion, gefolgt von der Kritikfunktion. Lebenshilfe- und Ratgeberfunktion erhalten in den Selbstauskünften der Respondenten einen höheren Stellenwert als die Absicht, dem Publikum Unterhaltung und Entspannung zu bieten. Ganz am Ende der Prioritätenliste steht das Ziel, die politische Tagesordnung zu beeinflussen.

Die Rolle des „neutralen Informationsvermittlers“ wird hier also ebenso wie im nordwestlichen Nachbarland favorisiert. Allerdings: „Der Anteil jener Journalisten, die sich für die Benachteiligten in der Bevölkerung einsetzen, die politische Tagesordnung beeinflussen oder eigene Meinungen präsentieren wollen, ist in Österreich doppelt so hoch wie in Deutschland, und auch die aktive Kontrolle, die (eher passive) Kritik und die Publikumsbeteiligung stoßen in Österreich auf deutlich höhere Zustimmung“ (S. 33). Der Gesinnungsjournalismus ist, kurz gesagt, in Österreich noch stärker verwurzelt.

Eine Stärke des schmalen Bandes liegt in solchen Ländervergleichen. Man vermisst jedoch den Blick auf das Nachbarland Schweiz, über das ja ebenfalls eine einschlägige Studie vorliegt (Marr/Wyss/Blum/Bonfadelli 2001). Parteipräferenzen wurden ebenso ermittelt wie die Einstellung zu berufsethischen Fragen. Hier darf der Hinweis nicht fehlen, dass sich in der Landeshauptstadt Wien ein aggressiver Boulevardjournalismus breit gemacht hat, der nicht selten unterhalb jeder Schlawinergrenze agiert. Ein Korrekturlement in Form eines funktionierenden Presserats fehlte seit fast einem Jahrzehnt und ist erst vor kurzem wieder reaktiviert worden.